

Der Enterbte.

Roman von **Paul Blumenreich.**

(Fortsetzung.) (Nachdr. verboten.)

Während Heinz vollkommen Herr der Lage blieb, war Frau Galetta ebenso aufgeregt wie Harry. Erst flammend roth, dann leichenblaß, erhob sie sich und stand funkelnden Blickes vor Harry, dem unverschämten Eindringling. Sie schien zu wachsen, so sehr blickte sie auf Harry herab; es war etwas in ihrem Wesen, was den Wüthenden zum Schweigen brachte. „Welch' ein Erbärmlicher müssen Sie sein," hob sie mit ihrer sonoren, jetzt von Zorn durchbebten Stimme an, „Sie, der Sie sich einen Edelmann, einen Freiherrn nennen, daß Sie Ihren Vetter zu verdächtigen und zu beschimpfen wagen!"

Sie trat ihm dicht unter die Augen — er wich unwillkürlich einen Schritt zurück. Und mit aufflammender Begeisterung fuhr sie fort: „Heinz Bergmann ist ein so reiner, ein so fleckenloser Charakter, daß Derjenige, der ihm nahe tritt, sich nur selbst beschimpft! Schämen Sie sich," fuhr sie fort, „schämen Sie sich, daß Sie Ihren Vetter nicht besser kennen! Diese wahnsinnige Zumuthung, mit der Sie da in ein fremdes Zimmer hereinpoltern, die Sie einem kaum Genesenen in's Gesicht schleudern, sie kann nur auf Sie selbst zurückfallen. Niemals ist ein großes Erbe in bessere Hände gefallen, als in die von Heinz Bergmann, der sich nicht durch sein Geld, sondern durch Talent und vornehmes Streben emporringt zu höherem Menschenwerthe. Was aber wissen und verstehen Sie davon?"

Harry zuckte die Achseln, lächelte spöttisch, wußte aber im Augenblick keine Antwort. Heinz schien ja auch in der That die Sachlage nicht zu kennen; gegen diese erregte Frau aber war nicht aufzukommen.

„Ich bleibe bei meiner Behauptung," meinte er kalt, „aber Heinz hat Recht: der Kampf muß auf anderem Boden ausgefochten werden." — Er wandte sich zur Thür.

„Gehen Sie nur," sagte Frau Galetta jetzt mit Würde, „lernen Sie Menschen und Menschenwerth erst besser kennen. Dann erst könnten Sie ein Recht haben, Ihrem Vetter zu nahen!"

Harry verbeugte sich ironisch gegen die Frau, die ihm so muthig den Text las; dann ging er ohne einen Blick für Heinz und warf die sonst hinter der Portière offenstehende Thür heftig in's Schloß. Er sah es ein: der Handstreich war abgeschlagen. Dieses Weib hatte etwas von einer Heldin, die mußte man mit Beweisen niederschmettern!

Charlotte hatte hinter dem Vorhang gelauscht. Jetzt zog sie den Sohn schluchzend mit sich fort.

„Du wirst uns ganz und gar in's Verderben stürzen," jammerte sie, „er wird uns zur Thür hinauswerfen!"

„Du hörst ja, Mutter, welch' edler Mensch er ist," höhnte er. „Sei nur ruhig, Dir wird nichts geschehen. Ich freilich, ich kann dies verwünschte Haus unter solchen Umständen nicht mehr betreten!"

Er stürzte davon, wie von Furien gepeitscht. Fast mit unwiderstehlicher Gewalt trieben ihn die Ereignisse zum Verbrechen. Er fühlte es, er war nicht stark genug, dagegen Stand zu halten. Alle seine Anschläge mißglückten, ihm blieb nur — der Mord! Aber noch graute ihm vor diesem Gedanken. —

J. Chamberlain,
englischer Staatssekretär der Kolonien. (S. 227)
(Nach einer Photographie von Russell & Sons in London.)

Drinnen, in Heinz' Zimmer, war Frau Galetta auf ihren Sessel gesunken; sie schien wie aus einem Taumel zu erwachen. Mit etwas gezwungenem Lächeln bemühte sie sich jetzt, den leichten Unterhaltungston wiederzufinden.

„Ihr Vetter scheint an einer fixen Idee zu leiden," sagte sie, „man sollte das wohl gar nicht so ernst nehmen, wie ich eben that. Sie entschuldigen, Herr Doktor, wenn mich das bischen Feuer unter der Asche weiter fortriß, als . . ." Sie verstummte, denn sie faßte jetzt erst Heinz in's Auge. Anfangs hatte sie nur Harry gesehen, dann aber war sie Heinz' Blicken in ihrer großen Verlegenheit ausgewichen.

Dieser aber hatte sie unablässig und mit tiefster Ergriffenheit betrachtet. Eine leuchtende Erkenntniß malte sich auf seinem blassen Gesicht, das jetzt schöner war als nie zuvor.

Nun kniete er zu ihren Füßen und legte schweigend den Kopf an ihre Brust.

Keines von Beiden sprach ein Wort — sie verstummten vor der Größe des Augenblicks.

Noch einmal versuchte es die zitternde Frau, die gewaltige, aber zugleich auch so gefährliche Enthüllung abzuwenden.

„Mein Herz hat mich weggerissen, lieber Heinz," entschuldigte sie sich, „aber dieser exaltirte Dank Ihrerseits . . ."

Er unterbrach sie mit einer zärtlichen Geberde.

„Kein Wort mehr," sagte er, „es ist Sünde! Ja, Dein Herz hat Dich verrathen, und das meine schlug längst für Dich, wie das eines Sohnes! Warum uns voreinander verstecken, Mutter?! Mag kommen, was will, ich bin ja so glücklich."

Sie wehrte sich nicht länger und schloß ihn aufjauchzend an ihr Herz.

Lange, lange hatten sie nichts als abgebrochene Worte, Küsse und liebende Blicke. Sie konnte sich nicht sattsehen an dem wiedergefundenen Sohne, und seine liebebedürftige Seele war ganz berauscht von der schönen Wirklichkeit. Er hatte eine Mutter! Und er dachte auch wirklich gar nichts weiter, als dies Eine!

Sie wußten gar nicht, wie viel Zeit vergangen war, als sie wieder zur Besinnung kamen. Endlich sagte sich Heinz, daß er vor einer großen Wendung in seinem Geschicke stehe, und bat seine Mutter, ihm nun Alles zu erzählen.

Sie sagte mit tiefer Bewegung: „Du bist das Opfer einer furchtbaren Nothlage geworden, in welche mich die Wechselfälle des Bühnenlebens versetzten. Deshalb, mein Sohn, deshalb meine Abneigung gegen die Bühne! — So lange Deine Adoptiveltern lebten, hätte ich es nie gewagt, zu Dir zu kommen. Jetzt aber wollte ich Dich wenigstens sehen, in Deiner Nähe sein. Deshalb brachte ich Bertha hierher. Und so ist es gekommen.

Ich kannte Irene Astor lange vor ihrer Verheirathung; wir waren nebeneinander engagirt, sie eine Berühmtheit, ich eine junge Anfängerin. Sie war stolz und verschlossen, wir blieben einander fremd, wie oft wir auch gemeinsam auf der Bühne standen. Ich erinnere mich noch jetzt, wie ich der großen Kollegin gelegentlich ihres Rücktrittes von der Bühne meine Huldigung darbringen wollte, wofür sie mir kaum dankte. Wir hatten nichts gemein miteinander, bis auf Eines, bis auf eine ziemlich seltene Eigenschaft beim modernen Theater: auch sie war ein sittenreines Mädchen von strengsten Grundsätzen. Sie war unnahbar für Jedermann, und auch ich kämpfte tapfer für meinen Ruf. Erst durch meine Verheirathung wurde ich von der Astor getrennt; ich folgte einem begabten, aber vermögenslosen Kollegen aus inniger Liebe. Ich folgte ihm, trotzdem man mir schon damals Andeutungen darüber gemacht hatte, daß auf seine Gesundheit nicht viel zu geben sei. Erst der Tod unseres ersten Kindes rief mir diese Mahnung in's Gedächtniß zurück; und nun brach eines Tages bei meinem Gatten eine heftige Erkrankung aus. Wir hatten eben ein gutes Winterengagement verlassen, hatten einige Thaler erspart, und ein glücklicher Zufall wollte, daß mir an einer Bühne Südtirols ein, wenn auch nur sehr bescheidenes Plätzchen angeboten wurde. So gab ich denn dem dringlichen Anrathen eines befreundeten Arztes nach, mit meinem Gatten nach dem Süden zu gehen. Unsere Ersparnisse zusammen mit dem, was ich an Gage erwerben würde, sollten hinreichen, um ihm einen mehrmonatlichen Aufenthalt dort zu gewähren und ihm, so hoffte ich zuversichtlich, Genesung zu verschaffen. Aber in beiden Annahmen hatte ich mich schwer getäuscht. Schon vierzehn Tage nach meiner Ankunft schloß der Unternehmer, der mich berufen hatte, sein Theater, und so war die eine meiner beiden Hilfsquellen für den Augenblick versiegt. Was aber noch schlimmer, war, daß das Leiden meines Gatten sich immer ernsthafter gestaltete, daß es ungleich größere Opfer mir auferlegte, als ich zu bringen vermochte, und endlich, daß ich binnen Kurzem ein zweites Kind zu erwarten hatte. Da standen wir denn vor trostlosen Tagen. Ich selbst konnte gar nicht die Möglichkeit in's Auge fassen, augenblicklich meinem Beruf als Schauspielerin nachzugehen. Meinen Mann hatte ich nach Meran geschafft, wo er schwer krank darniederlag; jeder Tag konnte für mich die schmerzliche Stunde bringen; es war eine Lage zum Verzweifeln. Noch im letzten Augenblick fand sich durch einen glücklichen Zufall eine, wenn auch nur ganz bescheidene Beihilfe. Die Souffleuse des Saisontheaters in Meran legte plötzlich ihre Thätigkeit nieder, und man ließ mich aus Erbarmen an ihren Platz treten. So hatte ich wenigstens Brod.

Da begegnete mir eines Tages auf der Promenade Irene Astor, die nunmehrige Frau Bergmann. Meine ehemalige Kollegin kam mir freundlicher und theilnehmender vor, als früher. Sie erinnerte sich gern an ihre frühere Theaterzeit. War es, daß die Jahre ihr ganzes Wesen abgemildert hatten, oder war es das gemeinsame Schicksal, das uns einander näher führte — sie ging der ersten Mutterschaft entgegen — jedenfalls kam sie der armen Souffleuse mit außerordentlicher Wärme und Herzlichkeit entgegen. Nun, das Schicksal der armen Frau — das meine — erfüllte sich zuerst. In dem unsäglich ärmlichen Stübchen, in dem wir Unterkunft gefunden hatten, erscholl eines Morgens das lebenskräftige Geschrei eines prächtigen Zwillingspaares, eines Knaben und eines Mädchens, und Frau Bergmann war es, die bereitwillig die Pathenschaft für diese kleine Wesen übernahm. Sie nannte meinen Jungen Heinrich — nach ihrem Gatten, dem wirklich ihr ganzes Herz zu gehören schien, das Mädel Bertha, nach mir; sie versprach, den Kindern fernerhin zur Seite zu stehen.

Als sie sah, wie schnell ich mich erholte, machte sie mir, die damals mehr noch als heute eine gesunde, starke Frau war, den Vorschlag, ihr eines meiner Kinder in Pflege zu geben und statt dessen jenes zu nähren, dem sie sehr bald das Leben zu geben hoffte. Das war wohl ein schwerer Entschluß für mich, die ich ja immerhin Besseres vom Leben erwartet hatte, als fremde Kinder an meiner Brust zu nähren. Aber es stand mir Ruhe, Pflege, Pflege besonders für meinen kranken Mann, guter Verdienst in Aussicht. Und es sollte nicht lange dauern, nur bis gewissermaßen ein kräftiger Grund bei ihrem Kinde gelegt sei — sie wollte mich überreich dafür entlohnen.... Zwei Wochen später kam der Sohn der Frau Bergmann, ein schwächliches Knäblein, in schwerer Stunde zur Welt. Zwar, es schien sich zu erholen, aber schon in den ersten Tagen seines jungen Lebens befiel es ein heftiger Krampf, und in zwei Stunden, noch ehe der Arzt im Stande gewesen, der kranken Frau den ganzen Ernst der Lage zu enthüllen, war das Kindchen todt."

Heinz zuckte zusammen; der Ring begann sich zu schließen.

„Die arme reiche Frau war außer sich vor Schmerz," fuhr Bertha Galetta fort, „sie empfand nicht sowohl den eigenen Verlust so tief, wie sehr sie sich auch auf das Kind gefreut hatte, aber eine schwere Befürchtung bedrückte sie, daß ihren herzleidenden Mann die Nachricht von dem Tode seines Einzigen auf's Tiefste erschüttern würde, ja ihn vielleicht in Lebensgefahr zu bringen vermöchte. Herr Bergmann mußte derart leidend sein, daß seine Frau gar nicht den Muth fand, ihm die Wahrheit zu sagen. Sie hatte noch im Augenblick der Erkrankung des Kindes ihn telegraphisch herberufen, seine Ankunft stand unmittelbar bevor; aber es überlief sie ein Schüttelfrost, wenn sie sich vorstellte, daß der Mann nur an die Bahre seines Kindes würde treten können. Und ganz plötzlich, wie infolge einer höheren Eingebung, entwickelte sie mir mit kurzen, runden Worten den Plan, meinen Sohn an Stelle des gestorbenen Kindes anzunehmen. Ihr Mann sei reich, er habe keinen sehnlicheren Wunsch, als einen Erben sein zu nennen, und sie dürfe sich leider keine Hoffnung machen, ihm ein zweites Kind schenken zu können, sie sei nicht mehr jung. Ich kämpfte einen schweren Kampf. Den kurzen Weg von der Villa der Frau Bergmann bis zu dem Häuschen in einer der hinteren Gassen von Meran, in der mein kranker Mann lag, habe ich an jenem Nachmittag wohl zehnmal hin und her zurückgelegt, bevor ich den Muth fand, meinem Manne von dem Plane der Bergmann zu sprechen; aber als ich eben wieder zaghaft umkehren wollte, hörte ich seinen erschütternden Husten aus dem offenen Fenster klingen. Das gab mir Kraft zu dem entscheidenden Worte. Vielleicht konnte ich mir um den Preis meines Kindes meinen Gatten erhalten; ich mußte es wagen. Und dann bedenke, Heinz," rechtfertigte sie sich, „ich hatte ihrer zwei! Und kaum für Eines Brod und Aussicht für die Zukunft. Sich mit einem Kinde durchzuschlagen, wenn etwa meinem Manne etwas geschähe — das konnte doch noch angehen — und es ist gegangen! Mit zweien hätte ich mich nur gleich in's Wasser stürzen müssen, falls das Entsetzliche, längst Befürchtete, das vielleicht Unabwendbare kam.

Das Alles sagte ich mir in jener Stunde. Und ich fand Worte, fand Gründe, ihm zu beweisen, daß es seine Pflicht sei, mir keine Schwierigkeiten zu bereiten. Krank, schwach, fast willenlos und vielleicht auch mit der Thatsache rechnend, daß nach seinem Tode mir beide Kinder eine gar nicht zu bewältigende Last sein würden, gab er milde lächelnd nach. Ich konnte zu Frau Bergmann gehen und ihr mein Kind bringen, indeß man den kleinen Leichnam zum Friedhofe trug.

Um alles Aufregende zu vermeiden, hatte mich Frau Bergmann dringend gebeten, zunächst zu schweigen, und nun führte man den eben angekommenen Gatten an das Bett seines — meines Kindes, das er jauchzend emporhob, das er küßte und herzte, in dem er — ich sah's ihm an — die Krone all' seines Glücks gefunden zu haben vermeinte. . . . So, mein Kind, habe ich Dich verloren! Der glückliche Vater nahm Dich mit in seine reiche Heimath. Meinem kranken Manne zu Liebe hatte ich die gebotene Geldentschädigung von Irene angenommen. Nun konnte ich ihn pflegen, konnte ihn der Noth und Sorge entreißen, und er hat dann auch wirklich noch fast zehn Jahre gelebt. Für das Opfer, das wir gebracht hatten, entschädigte uns der Himmel durch Bertha's geistiges und körperliches Gedeihen. Ich fand wieder ein gutes Engagement; Dein Vater wirkte als Regisseur. Wir geriethen nicht mehr in Noth — Du, der für uns todt war, Du hattest uns gerettet. Auch Deiner Schwester galtest Du für todt, wir wollten Dir nie in den Weg kommen. Freiwillig bin ich Dir ja auch nicht in den Weg getreten, erst ein Zufall ließ mich nicht mehr ausweichen — erinnere Dich an unsere erste Begegnung! Aber sehen — ja, sehen wollte ich Dich . . . über Dein Schicksal waren wir beruhigt. Deine Eltern waren reich und wohlgesinnt; eine Adoption, so mußten wir annehmen, hatte doch wohl Deine Zukunft sichergestellt."

Heinz war bei diesen letzten Worten sehr blaß geworden. Immer deutlicher war ihm das Gefühl gekommen, daß noch eine fürchterliche Eröffnung seiner harre. Die Frage seiner Mutter bestätigte diese düstere Ahnung.

„Das war ein Irrthum von euch," sagte er jetzt besorgt und zögernd, „ich bin nicht adoptirt worden! Jene, die ich für meine Mutter hielt, hat mich für ihr eigenes Kind ausgegeben, hat meinen Pflegevater getäuscht."

Merkwürdigerweise blieb Frau Galetta ganz ruhig bei dieser Erklärung; sie konnte nicht einsehen, was daraus Schlimmes folgen sollte. „Das ändert ja nichts an der Sache," meinte sie; „für Deine Pflegeeltern warst Du das eigene einzige Kind, dem sie Alles zuwenden wollten, was sie besaßen — oder etwa nicht?"

„Ja, ich bin dessen freilich sicher!"

„Nun denn, so ändert sich gar nichts — obgleich ich Irene nicht recht begreifen kann. Die Adoption lag doch so nahe, war doch so einfach."

„Nicht ganz so einfach, wie es scheint," sagte Heinz nachdenklich. „Ich glaube meine Pflegemutter zu verstehen. Sie fürchtete das Herzleiden ihres Mannes, fürchtete mit Recht auch die Intriguen ihrer Verwandten. Sie hätten eine Adoption sicher mit allen Mitteln hintertrieben. Und je länger die Lüge währte, desto schwerer war es, die Wahrheit zu sagen. Vielleicht auch kam ihr plötzlicher Tod dazwischen."

Frau Galetta sah die bekümmerte Miene ihres Sohnes.

„Es wäre schrecklich, wenn ich einen Kon-

flikt über Dich heraufbeschworen hätte, den ich nicht vorher ahnen konnte."

„Nicht Du hast das gethan," versicherte er, „der Konflikt bestand, er schwebte über mir wie ein drohendes Gewölk. Denn meine Verwandten ahnen längst etwas von der wirklichen Sachlage. Du bist ja Zeugin gewesen von der Scene, die mir mein Herr Vetter bereitet hat. Er haßt und verfolgt mich nur, weil er nicht an meine Legitimität glaubt. Und deshalb bin ich Dir zu Dank verpflichtet, Mutter. Nun werde ich Klarheit schaffen!"

„Mein Gott, die hast Du ja!" rief Frau Galetta ganz erschreckt. „Behalte, was das Schicksal Dir beschieden hat — es war Dir bestimmt — es gehört Dir!"

Aber Heinz' Stirne war umwölkt; er war nicht die Natur, sich selbst zu belügen.

„Wer weiß, was mein Vater gethan haben würde, wenn er gewußt hätte, wie die Dinge in Wahrheit standen! Aber — beunruhige Dich nicht, Mutter, ich werde mit meinem Gewissen zu Rathe gehen. Du siehst, es ist etwas Wunderbares, Geheimnißvolles um die dunkle Empfindung des Dichters, die nach Gestaltung ringt. Sie wurzelt nicht selten im Boden der wirklichen Erscheinungswelt. Und wenn mich die unvollendet gebliebene Demetrius-Dichtung von jeher so gewaltig anzog, so war es, weil sie mein Schicksal widerspiegelt. Bin ich doch nichts Anderes, als ein falscher Demetrius!" Es hatte ihn überwältigt. Schluchzend warf er sich seiner Mutter in die Arme.

16.

Der Todtenschein, der vor Heinz lag und den seine Mutter ihm gegeben hatte, bezeugte, daß Heinrich Bergmann im Alter von zwei Tagen am 13. März 186* in Meran gestorben sei.

Sein Todtenschein! Heute, vierundzwanzig Stunden später, da die erste Aufregung über das selige Wiederfinden der Mutter verflogen war, sah er seine Lage in ganz anderem Lichte. Er überschaute die ganze grauenvolle Wirklichkeit. Sein Todtenschein! Sein legitimes Dasein war im Keim erloschen. O, ihm war jetzt Alles klar. Wie mit dem Blick eines Sterbenden durchdrang er den Zusammenhang der Dinge.

Seine Adoptivmutter war eine stolze Frau gewesen, sie wollte nicht nur ihrem Manne einen Sohn zuführen können, sie wollte vor Allem auch diese Rothhausens verdrängen, die sich mit so widrigen Mitteln gegen ihren Eintritt in das Haus gewehrt hatten. Deshalb war Frau Bergmann so glücklich über die Aussicht auf ein Kind gewesen, und deshalb traf sie die fürchterliche Enttäuschung, die ihr der Tod des Kindes brachte, so gewaltig, so bis in's tiefste Innerste. Da war es denn wohl ein naheliegender Gedanke, das Schicksal zu korrigiren und ein fremdes Kind anzunehmen. Aber sie mußte fürchten, dazu die Zustimmung ihres Gatten nicht zu erhalten, denn sie wußte ja gut genug, wie dieser zu dem einzigen Sohne seiner Schwester stand. Und andererseits malte sich ihre lebhafte Phantasie nur allzudeutlich seinen jähen Schrecken beim Empfange der Hiobspost aus. Wie würde das auf den herzleidenden Mann wirken! Gewiß, sie fürchtete auch für ihn, und wenn sie sich in Augenblicken des Zweifels sagen mußte, ein angenommenes, aber nicht gesetzlich adoptirtes Kind sei auch kein erbfähiges, so durfte sie sich auch wiederum damit trösten, daß ja Niemand um ihre That wußte.

Die Mutter des fremden Kindes durfte sie für verschollen halten, den Todtenschein hielt sie für verbrannt, und so war es denn wohl begreiflich, daß sie zögerte und immer wieder zögerte, ihrem Manne Alles zu gestehen.

Jene blaue Mappe, von der sie sterbend sprach, die sie verlangte, mit in's Grab zu nehmen, hatte offenbar Beweise dafür enthalten, daß sie nicht anders handeln gekonnt, als sie gethan hatte.

Aber freilich, die Mappe war leer gefunden worden, und auch das wurde Heinz jetzt begreiflich. Der Vater, den der Schreck getödtet hatte, ganz wie Irene dies vorausgesehen, dieser herzensgute Mann hatte irgend ein Dokument vernichtet, welches er in der Mappe gefunden; mit der zitternden Hand des Sterbenden hatte er das Loos dessen, der bisher für seinen leiblichen Sohn gegolten, vor Gefahren zu bewahren gemeint. O! es war Alles, Alles klar.

Doch was nun thun? Sollte er zu Harry gehen, sollte diesem, seinem Todfeinde sagen: „Nimm Alles, was mir das Geschick geboten; nimm es hin als Dein Eigenthum und laß mich als einen Bettler von dannen ziehen, mich, der ich, wenn auch ohne Wissen, als ein Betrüger vor Dir stehe!"

Und was würde Harry dann thun? Vor Allem ihm Hilda entreißen. Freiwillig sollte er Alles jenem Manne überliefern, der nach seinem Leben getrachtet hatte? Ihm wurde bald heiß, bald kalt bei dem Gedanken. Wahrhaftig, das ging über menschliches Vermögen hinaus. Und schließlich würde ihm der Freche gar nicht glauben, er würde behaupten: „Du bist ein Betrüger, der nur jetzt den Betrug nicht aufrecht zu erhalten vermag, und der deshalb der Klugheit Gehör gibt und zur rechten Stunde mit seinem erzwungenen Geständniß sich herauswagt."

Und war Heinz nicht in der That ein Betrüger, so lange er schwieg? Eine maßlose Verzweiflung hatte sich seiner bemächtigt. Sollte er sich tödten, weil er nun nicht mehr reich, weil er nun nicht mehr jener umschmeichelte Heinz Bergmann sein würde, den das Glück bis zu dieser Stunde verfolgt hatte? Das wäre armselige Feigheit gewesen.

Und leise, ganz leise nahte seinem Herzen die Versuchung, den Vorschlag seiner wirklichen Mutter noch einmal in Erwägung zu ziehen. „Ja," sagte er sich, „kann mich denn eine bloße Formalität recht- und besitzlos machen? War es nicht die Absicht, der feste Wille des Bergmann'schen Ehepaares, mich so zu stellen, wie ich nun dastehe? Würden diese Adoptiveltern, wenn man sie heute befragen könnte, wünschen oder auch nur zugeben, daß er zu Harry's Gunsten verzichtete?"

Wieder stiegen ihm Zweifel auf. Gewiß, seine Adoptivmutter würde unbedenklich einwilligen, daß er Heinz Bergmann bleibe. Wie aber würde sich der Vater dazu stellen? Der Mann, der Harry wie einen Sohn geliebt hatte, und der sich nur zu Gunsten des eigenen leiblichen Kindes dazu hatte entschließen können, den liebgewonnenen Neffen zu enterben.

Ein unnennbares Grauen verdüsterte Heinz Bergmann's Blick. Nichts mehr gehörte ihm, nichts auf dieser Welt, nicht Habe und Stellung, nicht einmal der Name mehr.

Die Frage aber berührte ihn am schmerzlichsten: wie würde sich Hilda zu dem Allen stellen? Liebte sie ihn wirklich leidenschaftlich genug, um darüber hinwegzukommen, daß er nun ein armer Mann sei? Oder war nicht vielmehr ein Fünkchen Wahrheit in der niederträchtigen Behauptung des echten Erben von Rothhausen, daß Heinz sie nur mit seinem Gelde verlockt habe?

O, er mußte zu ihr. Vielleicht würde ihr Anblick alle seine Zweifel verscheuchen, vielleicht auch würde er eine Form finden, sie selbst zur Richterin zu machen über Glück und Elend, über Leben und Sterben.

Hilda hatte die letzten Tage in schwerem Kummer verbracht. Ottbert hatte ihr sein Herz ausgeschüttet. Vergebens stellte sie ihm vor, wie er seine ganze Zukunft auf's Spiel setze, wenn er jetzt überhaupt an eine Heirath denken wolle, er mit seinen einundzwanzig Jahren.

(Fortsetzung folgt.)

J. Chamberlain, englischer Staatssekretär der Kolonien.

(Mit Porträt auf Seite 225.)

Der in neuester Zeit so häufig genannte englische Kolonialminister Joseph Chamberlain (sprich: Tschéhmberlen), dessen Porträt wir auf S. 225 bringen, ist 1836 zu London geboren. Er war anfangs in einem von seinem Vater begründeten großen Fabrikunternehmen thätig, betheiligte sich aber auch eifrig am politischen Leben auf Seiten der liberalen Partei. 1868 war er Mitglied des Birminghamer Stadtrathes, später Alderman, und von 1874 bis 1876 drei Jahre hintereinander Bürgermeister jener Stadt. Nachdem sein Vater 1874 gestorben war, zog sich Chamberlain vollständig von den Geschäften zurück, um sich ganz der Politik zu widmen. 1876 trat er in das Parlament ein, war von 1880 bis 1885 unter Gladstone Präsident des Handelsamtes und führte 1886 den Vorsitz im Lokalverwaltungsamt. Als Gladstone seine Home-Rule-Politik durchzuführen suchte, trennte sich Chamberlain im März 1886 von ihm, trat von seinem Amte zurück und wurde eines der Häupter der liberalen Unionisten. Nach der Versetzung des Marquis v. Hartington in das Oberhaus wählte man ihn zum Führer der Partei im Unterhause. Er half Lord Rosebery's Ministerium stürzen, und als am 28. Juni 1895 das neue Ministerium Salisbury zusammentrat, übernahm Chamberlain darin das Kolonialministerium.

Vorführung dressirter Thiere in einer Straße von Kairo.

(Mit Bild auf Seite 228.)

Eine echt orientalische Straßenscene gibt unser Bild auf S. 228 wieder. Ein Gaukler mit dressirten Thieren hat sich vor der Front eines alten Hauses in Kairo, dessen vergitterte Fenster es als ein arabisches kennzeichnen, niedergelassen und führt einem aus Eseltreibern, Straßenverkäufern und Bummlern bestehenden Publikum seine Künste und die seiner Pfleglinge vor. Ein Affe und eine junge Ziege spielen dabei die Hauptrolle und ernten, wie man aus den gespannten Gesichtern der Zuschauer ersieht, allgemeine Bewunderung. Der Orientale ist eben noch nicht, wie wir Europäer, durch die Vorführungen im Cirkus und Spezialitätentheatern u. s. w. übersättigt, sondern ergötzt sich noch gern an derartigen dürftigen Künsten.

Die erste römische Flotte an der norddeutschen Küste.

(Mit Bild auf Seite 229.)

Im Jahre 12 v. Chr. unternahm Drusus, der Stiefsohn des römischen Kaisers Augustus, seinen Zug in die Nordsee, um zunächst die Küste daselbst kennen zu lernen und dann zu landen. Damals sahen die friesischen Küstenwachen zum ersten Male die römischen Segel auf der glitzernden Fluth des Meeres auftauchen. Die schnell benachrichtigten Kriegsführer eilten selbst an's Ufer, das Ungeheuerliche zu sehen: Schiffe mit Segeln, die wie riesige Wesen gespensterhaft durch die grünlichen Wogen strichen, in unheimlicher, majestätischer Ruhe der Bewegung (siehe unser Bild auf S. 229). Von der einsamen Insel Borkum, auf der die Römer die feste Station Burchana angelegt hatten, setzten diese ihre Streitkräfte an's Land und überwältigten leicht den ersten Widerstand, den ihnen die Friesen entgegensetzten. Der kluge Drusus wußte es aber bald dahin zu bringen, daß die Friesen jener Gegend die Waffen niederlegten und ein Freundschaftsbündniß mit den Römern schlossen, was für die weiteren Unternehmungen des Drusus im Innern des Landes von hohem Werthe war.

Der Platinaring.

Erzählung nach Thatsachen.

Von J. O. Hansen.

1. (Nachdr. verboten.)

Es war am Morgen des 25. Oktober 1830, also kurze Zeit nach der französischen Julirevolution. In der Stadt Melun fingen die fleißigen Handwerker an, sich zur neuen Tagesarbeit zu rüsten.

Als der Tischlermeister Jean Broussel die Hausthüre aufschließen wollte, war er nicht wenig überrascht, daß ihm schon Jemand zuvorgekommen zu sein schien. Denn der Schlüssel war schon umgedreht. Er rief seine Frau und fragte: „Hast Du heute Morgen die Hausthüre aufgeschlossen?“

„Nein,“ war die Antwort.

„Seltsam! Wer kann's dann gethan haben?“

„Vielleicht hast Du gestern Abend vergessen, den Schlüssel umzudrehen,“ meinte seine Frau.

„Nein, o nein!“ versetzte Broussel. „Ich erinnere mich ganz genau, daß ich die Hausthüre gestern richtig abgeschlossen habe.“

„Nun, so ist also wahrscheinlich unsere Mietherin, die alte Madame Cambillot, so zeitig schon ausgegangen und hat die Thüre aufgeschlossen.“

„Das wäre doch ganz gegen ihre Gewohnheit.“

Beide traten auf die Straße hinaus und schauten hinauf nach den Fenstern im Erker der Dachwohnung. Die Rouleaux dort oben waren noch nicht aufgezogen.

„Sie schläft noch.“

„Ja, dann weiß ich wirklich nicht, wie die Sache zusammenhängt und wie ich sie erklären soll.“

Sie gingen in's Haus zurück. Er schloß die Hofthüre auf und wandte sich nach der Werkstätte, wo er seine Lehrlinge schon beschäftigt fand.

Die Meisterin begab sich aber in die Küche. —



Vorführung dressirter Thiere in einer Straße von Kairo. (S. 227)

Eine Stunde später kam ein vierzehnjähriges Mädchen mit einem Körbchen am Arm und einem kleinen Napf mit frischer Milch in der linken Hand in's Haus. Die Kleine hieß Fanchon und war das Aufwartemädchen der alten Frau Cambillot. Fanchon stieg die Treppe hinauf und klopfte an die Stubenthüre. Sie war erstaunt, als nicht das schrille „Herein“ der Alten erscholl.

Da rief sie schüchtern: „Madame Cambillot! Bitte, öffnen Sie doch! Ich bin's — Fanchon!“

Keine Antwort.

Wieder klopfte und rief das Mädchen und jetzt energischer.

Frau Broussel kam die Treppe herauf und fragte: „Warum machst Du solchen Lärm, Fanchon!“

„Das muß ich ja, denn Madame Cambillot öffnet nicht, und ich habe nicht lange Zeit.“

„Das ist doch sonderbar!“ sagte die Frau des Tischlers vor sich hin, indem sie mit der geballten Faust heftig an die Thüre schlug. Dazu rief sie: „Madame Cambillot! So öffnen Sie doch! Fanchon ist schon da!“

Aber kein Laut wurde im Zimmer vernehmlich.

Frau Broussel sah dem jungen Mädchen ängstlich in's Gesicht und meinte: „Da muß etwas Besonderes vorgefallen sein. Vielleicht hat gar ein Schlaganfall die alte Dame getroffen.“

Und dann fiel ihr der noch unerklärte Umstand mit dem Hausthürschlüssel ein. Sie lief hinunter und holte ihren Mann. „Du mußt die Stubenthüre aufbrechen,“ meinte sie.

„Das darf ich nicht so ohne Weiteres thun. Erst muß die Polizei geholt werden, und wenn die es so anordnet, dann mag der Nachbar Schlosser die Thüre öffnen.“

Er rief seinen ältesten Lehrling und schickte ihn nach dem Polizeibureau. Nach einer Viertelstunde kam ein Polizeikommissär mit einem Polizisten zur Stelle. Nachdem man ihm alle bisherigen Beobachtungen mitgetheilt hatte, sagte er: „Es ist also wohl anzunehmen, daß der alten Dame ein Unglück zugestoßen ist. Wo



Germanen beobachten das Herannahen der ersten römischen Kriegsschiffe. (S. 227)

ist der Schlosser? Wir müssen die Thüre öffnen."

Der Schlosser, der, wie auch andere Nachbarn, schon von der Sache gehört hatte, stand mit dem nöthigen Werkzeug bereit. In einem Augenblick öffnete er die Thür zur Erkerwohnung.

Man trat in's Wohnzimmer. Dahinter lag das Schlafzimmer der alten Dame. Das Wohnzimmer war sehr einfach möblirt. Antoinette Cambillot, die sechzigjährige Wittwe eines Zimmermeisters, galt in der Nachbarschaft für ebenso reich als geizig. In der That lebte sie sehr eingeschränkt, fast ärmlich, obgleich die Zinsen eines Kapitals von achtzigtausend Franken ihr wohl einen größeren Aufwand erlaubt hätten. Der Polizeikommissär trat an das eine Fenster und rollte das Rouleau auf. Als er dies auch bei dem zweiten Fenster thun wollte, suchte er vergeblich die Schnur. Dieselbe war abgerissen. Auf der Schwelle zur offenen Thür des Schlafzimmers lag ein Gegenstand, den er aufhob. Es war ein sogenannter Todtschläger, ein kurzer Stock mit lederüberzogenem Bleiknopf.

Jetzt mußte man wohl vermuthen, daß ein Verbrechen in der Wohnung verübt sei. Und in der That war dies der Fall. Das einzige Schlafzimmerfenster hatte kein Rouleau, nur die Gardinen waren zusammengezogen und mit Nadeln festgesteckt. Man schob sie zurück. Nun konnte man deutlicher sehen. Im Bette lag die alte Frau mit einer großen Beule an der linken Schläfe, die wohl von einem wuchtigen Schlage mit dem Todtschläger herrühren mochte, wodurch man sie betäubt hatte. Darauf war sie, wie die fest um ihren Hals gedrehte Schnur bewies, erdrosselt worden, und zwar mittelst der Rouleauschnur, welche der Mörder zu solchem Zwecke im anderen Zimmer abgerissen hatte.

Der Kommissär schickte sofort nach der Gerichtskommission, die auch bald darauf eintraf. Broussel und Frau sagten aus, was sie wußten. Der Umstand mit dem Hausthürschlüssel war das Wichtigste. Allem Anschein nach hatte der Mörder sich Abends heimlich in's Haus und die Treppe hinaufgeschlichen, wohl um sich zunächst in einem Bodenwinkel zu verbergen, und darauf nach vollbrachter That in der Nacht ebenso unbemerkt das Haus mit seinem Raube zu verlassen.

Aber was hatte er geraubt?

Broussel sagte, daß hinter dem Bette seiner Mietherin ein kleiner geheimer Wandschrank in der Mauer sich befinde, den er selbst vor vier Jahren auf Wunsch seiner Mietherin darin angebracht habe, und in welchem sie wohl jedenfalls ihre Werthpapiere und ihr bares Geld aufzubewahren pflegte.

Man sah nach und fand den Schrank. Derselbe war aufgebrochen. Ein eisernes flaches Kästchen stand darin, welches Werthpapiere enthielt, Hypothekenbriefe und andere. Bares Geld entdeckte man nicht, auch keine Schmuckgegenstände. Und doch behauptete Broussel, daß die alte Dame in der Regel ihre Zinsen sich in Gold habe auszahlen lassen, weil sie an den blanken Goldstücken immer ihre Freude gehabt. Die Frau des Tischlers fügte hinzu, daß Madame Cambillot einige Schmucksachen besessen habe, eine kleine goldene Kette mit Medaillon, einige goldene Brochen und Ringe, ferner einen dicken Ring von weißem Metall, eine Schlange, die sich in den Schwanz beißt, darstellend.

Broussel und Frau wurden dann gefragt: „Wann haben Sie Madame Cambillot zuletzt lebend gesehen?"

Die Frau antwortete: „Ich habe sie gesehen noch gestern Abend um neun Uhr, kurz bevor sie sich zur Ruhe legte. Auch habe ich mit ihr gesprochen. Sie war etwas brummig."

„Brummig? Weshalb?"

„Ihr Neffe Martial Lebourget war eine Stunde vorher bei ihr gewesen."

„Und deshalb war sie ärgerlich?"

„Das schien mir so. Sie brummte, es sei doch zu arg, daß ihr Erbe nicht warten könne, bis sie todt sei, um ihr Geld zu erlangen."

Der Beamte dachte einen Augenblick nach und wollte dann Jemand wegschicken, um den Uhrmacher Lebourget holen zu lassen. Doch erwies sich dies als unnöthig, denn im nächsten Augenblick kam Martial Lebourget, ein stattlicher und intelligent aussehender junger Mann, mit seiner Frau Emilie die Treppe herauf. Beide waren schreckensbleich und sichtlich in Aufregung. Wie sie sagten, hätten sie soeben die Kunde von dem Morde vernommen.

„Sie sind der Neffe und Erbe der Ermordeten?" wurde der junge Mann gefragt.

„Ja," versetzte er.

„Gestern Abend um acht Uhr etwa waren Sie noch einmal bei ihr?"

„Jawohl."

„Sie wünschten Geld von ihr?"

„Ja, ein Darlehen von sechshundert Franken, die ich nothwendig brauchte, um eine Schuld zu bezahlen."

„Und Ihre Tante wollte Ihnen das Geld nicht geben?"

„Doch, sie hat es mir gegeben, freilich erst nach langem Widerstreben und vielen Weitläufigkeiten."

„So haben Sie also Ihre Schuld bezahlt?"

„Ja, vor einer Stunde."

„An wen haben Sie die Schuld bezahlt?"

„An den Makler Etienne Rogerat. Er hätte mir wohl gerne die Summe noch länger kreditirt, denn er ist mein guter Freund. Aber er braucht selbst das Geld nothwendig, und so sah ich mich denn gezwungen, meine Tante um das Darlehen anzugehen."

Der Beamte dachte wieder einen Augenblick nach und sah zugleich Martial auf sonderbare Art an.

Frau Lebourget flüsterte ihrem Manne zu: „Diese Fragen sind so seltsam! Ich hoffe doch nicht, daß man Dich in Verdacht haben wird! Das wäre ja furchtbar!"

„Warum vermuthen Sie, daß man Ihren Mann in Verdacht haben könnte?" fragte der Beamte, der etwas von dem Geflüster gehört hatte.

„Wegen all' dieser Fragen, die ich so auffallend finde."

„Es muß jeder kleine, noch so geringfügig scheinende Umstand in Betracht gezogen werden, Madame."

„Ich kann beschwören, mein Herr, daß mein Mann, nachdem er das Geld von seiner Tante erhalten hatte, sogleich nach Hause gekommen und den ganzen Abend auch bei mir geblieben ist!"

„Warum sind Sie so eifrig, Madame, dies beschwören zu wollen? Das finde ich nun meinerseits recht auffallend!"

Martial sagte: „Meine Frau spricht nur die Wahrheit. Es beängstigt sie der Gedanke, daß zwei Herren mich gestern Nacht zwischen elf und zwölf Uhr in dieser Straße gesehen haben wollen. Aber die beiden Herren haben sich gründlich geirrt, da ich den ganzen Abend bei ihr zu Hause geblieben bin."

Der Beamte machte jetzt ein sehr bedenkliches Gesicht. „Wer sind denn die beiden Herren?" fragte er gespannt.

„Der Eine ist mein Freund Etienne Rogerat, der Andere dessen Freund Louis Verdier."

„Gut! Ich werde die beiden Herren holen lassen." Er gab eine dahin zielende Weisung. Dann befragte er Martial weiter: „Wissen Sie, ob Ihre Tante noch mehr bares Geld gestern in Besitz hatte, als die sechshundert Franken, welche sie Ihnen lieh?"

„Ja, das weiß ich. Sie mag noch sieben- bis achthundert Franken mehr gehabt haben."

Martial und Emilie gaben eine möglichst genaue Beschreibung des verschwundenen Schmuckes und erwähnten dabei noch besonders ausführlich des dicken eigenthümlich geformten Schlangenringes von weißem Metall.

Jetzt kamen die beiden Herren an, nach welchen geschickt worden war, der Makler Rogerat und der Weinhändler Verdier. Beide, noch ziemlich jung, sahen aus wie ein paar richtige Lebemänner.

Der Beamte bemerkte, daß die Beiden mit ganz eigenthümlichen Blicken Martial Lebourget anschauten. Er begann das Verhör.

„Es ist gesagt worden, meine Herren, daß Sie gestern Nacht zwischen elf und zwölf Uhr Herr Lebourget in dieser Straße gesehen haben."

„Wir glaubten ihn wenigstens zu sehen," versetzte Rogerat. „Die Wahrheit ist, mein Freund Verdier und ich, wir kamen von einer kleinen Kneiperei und waren ziemlich stark angeheitert."

„Bei welchem Hause glaubten Sie Martial Lebourget zu sehen?"

„Bei diesem hier. Es war zwar nur schwacher Mondschein, aber man konnte doch noch einigermaßen um sich sehen."

„Nun weiter!"

„Als wir nahe bei Broussel's Hause angelangt waren, wurde plötzlich die Hausthüre leise geöffnet, ein Herr trat hastig auf die Straße und eilte fort. Ich wußte, daß Lebourget, der an mich eine Zahlung zu leisten hatte, von seiner Tante Cambillot Geld borgen wollte, und rief halblaut: ‚He, Martial! Ei, Sapperment, so warte doch! Hat der alte Geizdrache Dir das Geld gegeben?' — War's nicht so, Verdier?"

Der Weinhändler nickte und sagte: „Ja, ganz genau! Ich hätte darauf geschworen, daß es Lebourget war."

„Und weiter?" fragte der Beamte gespannt. „Wandte der Angerufene sich um?"

„Nein, er that's nicht. Das veranlaßte mich zu der Bemerkung: ‚Sonderbar! Martial scheint nichts mit uns zu thun haben zu wollen. Wahrscheinlich hat seine Tante nicht mit dem Gelde herausrücken wollen!' — Erinnerst Du Dich wohl, Verdier, daß ich dies sagte?"

„Ja."

„Aber ich täuschte mich doch. Denn heute Morgen, ganz in der Frühe, hat Lebourget mir die sechshundert Franken richtig bezahlt. Ich fragte ihn, warum er in der Nacht nicht meinen freundschaftlichen Anruf habe hören wollen. Darüber schien er sehr erstaunt zu sein. Er wußte angeblich von nichts — er wäre in der Nacht nicht außerhalb seiner Wohnung gewesen —"

„So ist's!" rief Martial. „Es liegt hier eine unheilvolle Verwechslung vor."

Der Beamte sagte: „Herr Rogerat, ich frage Sie auf Pflicht und Gewissen, sind Sie völlig überzeugt davon, daß die Persönlichkeit, welche Sie Nachts zwischen Elf und Zwölf aus dem Broussel'schen Hause kommen sahen, Ihr Freund Martial Lebourget war?"

Der Makler sprach zögernd: „Wenn ich so gefragt werde, so bin ich gezwungen, jede Rücksicht bei Seite zu lassen. Nun denn, ja, ich bin überzeugt, daß ich mich nicht täuschte, bin überzeugt, daß die betreffende Persönlichkeit wirklich Lebourget war, obgleich ich sein Gesicht nicht deutlich sah."

„Die Thatsache unterliegt leider keinem Zweifel," sagte seufzend der Weinhändler.

„Und es ist doch nicht wahr!" schrie Emilie. „Ich kann's beschwören, daß um die angegebene Zeit mein Mann bei mir zu Hause war!"

Rogerat und Verdier zuckten die Achseln und sahen mitleidig die junge Frau an. Alle

Anwesenden traten scheu zurück von Martial, nur seine Gattin schmiegte sich zitternd an ihn.

„Du weißt, Emilie, daß ich unschuldig bin," sagte er leise. „Dieser Gedanke tröstet mich, wenn ich auch viel leiden muß."

„Ich muß Sie in Untersuchungshaft bringen lassen, Martial Lebourget," sprach ernst der Beamte. „Es muß nach alle diesem angenommen werden, daß Sie gestern zweimal bei Ihrer Tante Cambillot gewesen sind. Das erste Mal hat sie Ihnen kein Geld geben wollen, das zweite Mal haben Sie sich gewaltsam des Geldes bemächtigt und —"

„Ich habe meine Tante nicht ermordet und beraubt — das schwöre ich!" stöhnte Lebourget.

„Es liegen die schlimmsten Verdachtsgründe gegen Sie vor. Einstweilen muß ich von Amtswegen verfügen, was das Gesetz vorschreibt. Kommissär führen Sie den Martial Lebourget in's Gefängniß!"

Martial küßte seine weinende Frau noch einmal. Darauf wurde er abgeführt.

2.

Es war gegen Ende November desselben Jahres. Da trat in den Laden des Goldschmieds Garnier in der Straße St. Denis zu Paris ein junger Mann.

„Ich wünsche einige Werthsachen zu verkaufen," sagte er. „Ich bin Möbeltischler. Seit der Julirevolution, die Alles in Verwirrung brachte, habe ich keine Stellung wieder erlangen können. So muß ich denn leider einige alte Erbstücke losschlagen."

„Wohl, ich will Ihnen gerne so viel dafür zahlen, als ich nur kann," versetzte Garnier. „Was sind's denn für Sachen?"

„Einige Goldsachen und noch ein silberner Ring."

Der junge Mann legte auf den Ladentisch ein goldenes Kettchen, zwei Brochen und zwei Ringe von demselben Metall, und dann einen dicken Ring von weißem Metall, geformt wie eine Schlange, die sich in den Schwanz beißt.

„Wo ist denn der silberne Ring?" fragte Garnier.

„Da liegt er ja!" sagte der Möbeltischler und deutete auf den Schlangenreif.

„Mein Bester," sprach der Goldschmied, „Sie scheinen mir über Ihre eigenen Werthsachen nicht recht Bescheid zu wissen."

„Wieso?"

„Dieser dicke Ring ist nicht von Silber."

„Was Sie sagen! Unecht sollte er sein? Er ist doch wahrhaftig glänzend und schwer genug."

„Sogar schwerer und werthvoller als Silber. Es ist ein Ring von Platina."

„Ei, sieh doch, das habe ich gar nicht gewußt! Na, um so besser, wenn er noch werthvoller ist, als ich glaubte!"

Der alte Garnier dachte im Stillen: „Hier scheint mir nicht Alles ganz in Ordnung zu sein!" So fragte er denn anscheinend harmlos: „Dieser Platinaring ist also ein altes Erbstück? Wie lange ist das Ding wohl in Ihrer Familie?"

„O, seit länger als fünfzig Jahren," antwortete der Möbeltischler.

„Ich muß die Sachen wägen und auf ihren Gehalt prüfen. Haben Sie die Güte und kommen Sie mit mir in die Werkstätte!"

Der junge Mann folgte ihm arglos. In der Werkstätte waren sechs Gehilfen und zwei Lehrlinge beschäftigt.

Garnier sagte zu ihnen: „Gebt wohl Acht auf diesen Menschen und laßt ihn nicht entwischen. Und Du, Jerome, laufe geschwind zur nächsten Polizeiwache und hole den Kommissär."

Der Lehrling entfernte sich eilends.

„Was soll das bedeuten?" stammelte der Möbeltischler erbleichend. „Geben Sie mir meine Sachen zurück! Ich will nicht —"

„Sie haben mich belogen, mein Herr!" rief der Goldschmied. „Und Sie werden sich über den rechtmäßigen Besitz dieser Werthsachen der Polizei gegenüber auszuweisen haben!"

Jetzt wollte der Möbeltischler seine Kostbarkeiten im Stiche lassen und machte einen Fluchtversuch. Aber er wurde von den achtsamen und kräftigen Gehilfen festgehalten.

„Ich dachte mir's doch," sprach Garnier lächelnd, „der Mensch hat kein gutes Gewissen. Ja, so geht's, wenn man über Platinaschmucksachen nicht Bescheid weiß. Ja, ja, Lügen haben kurze Beine!" . . .

Ein Polizeikommissär und ein Polizist kamen nach zehn Minuten an. Der Möbeltischler gab auf Befragen zögernd an, daß er Jules Courbet heiße, aus Melun stamme, verheirathet sei mit Anna Rigaud, ebenfalls aus Melun, und daß er mit seiner Frau seit einigen Jahren in Paris wohne. Im Uebrigen blieb er trotzig bei seinen Behauptungen.

„Nun," sagte der Kommissär, „daß der Mann zu entfliehen versuchte, machte ihn ja freilich verdächtig. Aber weshalb sollen denn seine Angaben nicht richtig sein?"

„Weil man vor fünfzig Jahren es noch nicht verstand, Platina, dies so schwierig zu behandelnde Metall, zu Schmucksachen zu verarbeiten," versetzte der Goldschmied. „Erst seit 1815 fing man an, allerlei kleine Schmucksachen, wie Ringe und dergleichen, aus Platina zu verfertigen. Aus der Zeit stammt also auch dieser Schlangenring; derselbe ist nicht über fünfzehn Jahre alt. Die Behauptung dieses jungen Mannes ist also eine offenbare Lüge!"

Der Polizeikommissar hatte aufmerksam zugehört und unterdessen zugleich den Möbeltischler beobachtet, dessen steigende Unruhe und innerliche Angst ihm nicht entging. Er hielt es daher für das Beste, den Verdächtigen bis auf Weiteres in Haft zu nehmen.

Es wurde bei demselben Haussuchung abgehalten, und man fand noch einige Schmuckgegenstände. Die Frau, deren Entsetzen unverkennbar war, konnte oder wollte nichts aussagen. Aber im höchsten Grade verdächtig war es, daß sie am selben Abend einen Selbstmordversuch machte, indem sie verzweiflungsvoll von der Brücke de la Tournelle in die Seine sprang. Doch wurde sie rechtzeitig aus dem Wasser gezogen und ebenfalls in Haft gebracht.

Die Pariser Polizei schrieb nach Melun und erbat nähere Auskunft über das Ehepaar. Eine genaue Beschreibung der Schmucksachen und besonders des Platinaringes wurde gleichzeitig mitgeschickt. In Melun erkannte man sofort, daß es sich um die bei Gelegenheit des an der Wittwe Cambillot verübten Raubmordes verschwundenen Kostbarkeiten handle. Es stellte sich überdies heraus, daß Jules Courbet, ein Taugenichts, der schon mehrmals wegen schlechter Streiche in Polizeigewahrsam gewesen war, vier Jahre zuvor bei dem Tischlermeister Broussel gearbeitet hatte. Ferner wurde konstatirt, daß Anna Rigaud zur nämlichen Zeit Aufwartemädchen bei der alten Dame gewesen sei. Der Tischlergeselle hatte mit ihr eine Liebschaft angeknüpft und sie später in Paris geheirathet.

Courbet leugnete zuerst, verwickelte sich aber immer mehr in Widersprüche. Endlich machte seine Frau Geständnisse, indem sie unter Thränen sagte, an der Mordthat sei sie unschuldig, wenn sie auch den Raub veranlaßt habe. Madame Cambillot, die zänkische Alte, habe sie damals sehr schlecht behandelt. Einmal sei der Stubenschlüssel verlegt und gar nicht zu finden gewesen. Die Dame habe also einen neuen machen lassen; nachher aber habe sie, Anna Rigaud, den verlorenen Schlüssel doch gefunden und für sich behalten.

Darnach blieb dem Angeklagten nichts übrig, als seinerseits auch ein reumüthiges Geständniß abzulegen.

Er hatte sich Abends heimlich in Melun eingeschlichen und war unbemerkt in's Haus des Tischlers gedrungen. Oben hatte er sich hinter dem Schornstein verborgen und in der Nacht mit dem Schlüssel, welchen seine Frau ihm gegeben, die Stubenthüre geöffnet und sich dann in's zweite Zimmer geschlichen, wo die alte Dame schlief. Aber sie war erwacht bei dem Geräusch, welches er verursachte. Da hatte er ihr mit dem Todtschläger einen Hieb an die Schläfe versetzt und die Betäubte dann mit der Rouleauschnur erdrosselt.

Die Beute war viel geringer gewesen als er gehofft; nur ungefähr neunhundert Franken bares Geld und die Schmuckgegenstände hatte er genommen, an den Werthpapieren aber sich nicht zu vergreifen gewagt.

Darnach war er fortgegangen. Es mochte etwa so um halb zwölf Uhr gewesen sein. Auf der Straße hatte er zwei angetrunkene Herren gesehen, wovon Einer ihm etwas nachrief. Er hatte gar nicht darauf geachtet, sondern sogleich unbemerkt die Stadt verlassen, um nach Paris zurückzukehren.

Dadurch war also nun der Beweis geliefert, daß der Makler Rogerat und der Weinhändler Verdier in ihrem angeheiterten Zustande sich gründlich geirrt hatten, als sie die verdächtige Persönlichkeit für Martial Lebourget hielten. Eine gewisse Aehnlichkeit der Gestalt und dem Gange nach war allerdings vorhanden.

Jules Courbet wurde zum Tode verurtheilt, seine Frau zu einer Gefängnißstrafe, der unschuldige Uhrmacher Martial Lebourget aber natürlich sogleich in Freiheit gesetzt. Die Erbschaft der Tante wurde ihm ausgehändigt, dabei auch die Schmuckgegenstände.

Wie ein Heiligthum bewahrte er fortan den Platinaring, denn demselben verdankte er ja die Rettung seines Lebens und seiner Ehre.

Mannigfaltiges.

(Nachdruck verboten.)

Der versteinerte Wald von Arizona. — In dem durch seinen Bergbau berühmten Arizona, einem Territorium der nordamerikanischen Union, im Süden an Mexiko stoßend, befindet sich ein sogenannter „versteinerter Wald", dessen Ueberreste aus Holz in Stein und sogar in Edelsteine verwandelt sind. Derselbe bildet eine der merkwürdigsten Reliquien aus Epochen, die ungezählte Jahrtausende hinter uns liegen. Ein amerikanischer Geologe, H. C. Hovey, gibt hierüber eine Beschreibung, der wir folgende Einzelheiten entnehmen.

Schon vor meiner Ankunft in der Waldregion, sagt derselbe, war die Straße mit Stücken von in Achat verwandelten Holzklötzen eingefaßt, Vorboten von dem, was tiefer hinein noch zu sehen war. Die Bewohner umher nennen es zwar einen versteinerten Wald, aber mit Unrecht. Vor undenklich langen Zeiträumen war es einmal ein Wald, das steht fest, jetzt sind es nur noch die in Edelsteine — o Wunder — verwandelten Ueberreste eines solchen. Bei dem ersten Ueberblick glaubt der Beschauer, daß es sich hier um ein Ruinenfeld von beiläufig 50 Morgen Ausdehnung handle, dann taxirt er es auf 100, später auf 1000 Morgen, und schließlich acceptirt er die Schätzung des Herrn Summis, daß der ausgedehnte, jetzt in Stein verhärtete Wald ehemals eine Grundfläche von mehreren hundert Quadratmeilen bedeckt haben müsse und der Blick hier mit einem Male eine Million Tonnen von Edelsteinen umfasse. Die Bäume müssen bei Lebzeiten volle 200 Fuß hoch gewesen sein, da selbst jetzt ihre umherliegenden Strünke, wenn noch ungebrochen, 100 bis 150 Fuß lang sind. Und das Sonderbarste hierbei ist, daß diese mächtigen Stämme oft so regelmäßig in Abschnitte getrennt sind, als ob sie mit der Säge durchschnitten wären. Und alle diese Myriaden von Stämmen, Stümpfen, Blöcken und Aesten bis zu den dünnsten Zweigen sind hartes Ge-

stein, das sich bei Untersuchung als aus Edelsteinen beinahe jeder Gattung bestehend herausstellt.

Der Zeiten Flucht nebst dem Hammer des Geologen haben unter diesem in allen Farben schillernden edlen Gestein vielfache Verwüstungen angerichtet, wie die überall umherliegenden Bruchstücke und Trümmer von umfangreichen Blöcken herab bis zu bloßem Gerölle und Splittern, die ihre brillanten Farben unter den Strahlen einer tropischen Sonne, wie jene von Arizona, mit kaleidoskopischem Effekt leuchten lassen, solches bezeugen. Rubinen, Saphire und Diamanten sind hierunter, wie fälschlich berichtet wurde, zwar keine, dafür aber Amethyst, rother und gelber Jaspis, Chalcedon aller Abtönungen, Topas, Onyx, Karneol und alle erdenklichen Arten von Achat in Masse. Kein Block, kein Bruchstück ist auf eine einzelne Art Edelstein beschränkt, viele bilden eine wahre Mosaik aller genannten Sorten.

Unter einem Vergrößerungsglas ist die zellenförmige Holzkonstruktur des Gesteins deutlich erkennbar, und, wie Experten versichern, muß der ursprüngliche Wald aus Nadelholz bestanden haben. Die ganze Region zeigt überall Lavabecken und erloschene Krater, ist also entschieden vulkanisch gewesen, so daß zweifelsohne eine große vulkanische Katastrophe den Urwald gefällt und unter einer immensen Aschenschichte begraben hat. Hierauf ward diese Schichte mit Kieselerde enthaltendem Wasser, möglicherweise von Geisern oder periodischen heißen Springquellen kommend, überfluthet, das Holz ward hiermit durchtränkt und in seiner Masse und Form durch Kiesel ersetzt. Bei dieser merkwürdigen Umwandlung soll, wie Autoritäten auf diesem Gebiete behaupten, der reine Kiesel den durchsichtigen Quarz gebildet haben, während die reichen, roth, braun, gelb und purpurn schillernden Farben der Lösung von Eisen und Braunstein zuzuschreiben seien.

Was wir unseren Lesern in obigen Mittheilungen über dieses höchst merkwürdige Phänomen vorführen, ist in allen Einzelheiten als solches eine bekannte Thatsache, während über die furchtbaren Naturgewalten, welche Hölzer in Gesteine verwandeln konnten, begreiflicherweise nur Muthmaßungen, Hypothesen bestehen können.

Eines merkwürdigen Objektes unter den unzähligen steinernen Waldtrümmern aller Größen und Formen wollen wir zu erwähnen nicht unterlassen: der Achatbrücke nämlich. Es ist dies ein 100 Fuß langer, versteinerter Baumstamm von 5 Fuß Durchmesser, der eine 60 Fuß breite Kluft überbrückt und ganz aus Achaten, Jaspis und anderem werthvollen Steinmaterial besteht. Ob es gelingen wird, die schlummernden Schätze nutzbar zu machen, ist zur Zeit noch ungewiß. [V. Fr.]

Wie einmal eine Königin ihren Aerzten lohnte. — Die burgundische Königin Austrachilde († 536), welche schon im 32. Jahre einer an sich unbedeutenden Wunde erlag, versammelte in der Todesstunde ihre sechs Aerzte um ihr Lager und äußerte gegen König Guntram, ihren Gemahl, sie hätte in Betreff dieser Männer eine Bitte an ihn.

Die Herren Aerzte errötheten vor angenehmer Erwartung besonderer Belohnung, und der zärtliche König versprach, die Wünsche seiner sterbenden Gattin ebenfalls zu erfüllen.

„Wenn ich todt bin,“ sagte Austrachilde, „so thue mir den Gefallen — diese sechs Männer zu mir in's Grab zu legen.“

Dem Könige Guntram wurde bei solcher Rede das Herz leicht, denn er mochte wohl gedacht haben, seine sterbende Gattin werde hohe Belohnungen für die Herren Doktoren von ihm verlangen, er sagte frohen Herzens, so wohlfeil wegzukommen, zu, und die Königin starb. Obwohl sonst Worthalten Guntram's Sache nicht war, so that er es diesmal doch mit Vergnügen! — Die Thatsache ist wahr, so schrecklich sie auch ist. [C. T.]

Schlagfertige Antwort. — Der Feldmarschall Radetzky war einst in einen Prozeß wegen einer Erbschaft verwickelt. Eines Tages traf er den gegnerischen Anwalt auf der Straße, trat an ihn heran und sprach: „Wenn Sie sich bei der nächsten Verhandlung wieder solche Ausfälle gegen meine Person erlauben, dann wehe Ihnen!“

Der Anwalt verbeugte sich höflich und erwiederte: „Thut nichts, Herr Feldmarschall; wir Oesterreicher haben von Ihnen gelernt, uns nicht zu fürchten.“ [-dn-]

Humoristisches.



Gaunerstolz.

Anwalt (plaidirend): Ueberhaupt, meine Herren, halte ich den Angeklagten eines so fein durchdachten Diebstahls gar nicht fähig . . .
Angeklagter: Oho!



Naiv.

Dame: Nun, waren Sie auf der Post?
Magd: Ja, aber sie war geschlossen.
Dame: Unmöglich, um diese Zeit?
Magd: Ja, es stand doch d'ran: Thüre zu!

Bilder-Räthsel.



Auflösung folgt in Nr. 30.

Auflösung des Bilder-Räthsels in Nr. 28:
Dem Blinden hilft keine Brille.

Silben-Ergänzungs-Räthsel.

1) —sel. 2) Ari—. 3) Hed—. 4) Ver—chung. 5) —nitz. 6) Em—. 7) Stra—. 8) —der. 9) Re—. 10) —sau. 11) —o. 12) Ru—. 13) —kal. 14) —de. 15) —sicht. 16) Burg—. 17) —gabe. 18) Melo—. 19) Perl—ter. 20) Rei—. 21) —rede. 22) O—. 23) —zig. 24) A—. 25) —land. 26) Erlan—. 27) —ner. 28) —derschuh. 29) —wisch. 30) —ton. 31) Mar—. 32) —terliebe. 33) —min. 34) —hügel.

An die durch Gedankenstriche bezeichneten Stellen soll irgend eine der Silben **ab, an, an, auf, beus, chem, der, der, der, der, des, die, die, e, flie, gen, gen, glei, grab, in, kin, kin, le, len, ma, mut, mut, scha, tze, und, ter, ter, wie, wig** ergänzt werden, so daß 34 richtige Wörter entstehen. Die ergänzten Silben ergeben einen Sinnspruch. [L. Ziegler.]

Auflösung folgt in Nr. 30.

Räthsel.

Es wandelte ein Liebespaar
Vergnügt im schönen Parke;
Da naht' des Mädchens Mutter sich,
Die gnäd'ge Frau von Starke.

Vom Freiersmann nahm huldvoll sie
Das Räthselwort entgegen —
Als man dem Heim sich zugewandt
D'rauf auf verschied'nen Wegen,

Da tauschte flugs die Silben um
Herr Kurt, und aus der Ferne
Bewies das neue Wort der Maid,
Wie er sie hat so gerne! [E. Milius.]

Auflösung folgt in Nr. 30.

Auflösungen von Nr. 28: des Arithmogriphs: Aphrodite, Porto, Herodot, Reiher, Oper, Diderot, Ida, Treppe, Eid; des Buchstaben-Räthsels: Gram — Grau — Grab — Grad — Gras — Graf.

Verlag der **Thorner Ostdeutschen Zeitung (M. Schirmer) in Thorn.**

Redigirt unter Verantwortlichkeit von Th. Freund, gedruckt und herausgegeben von der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.